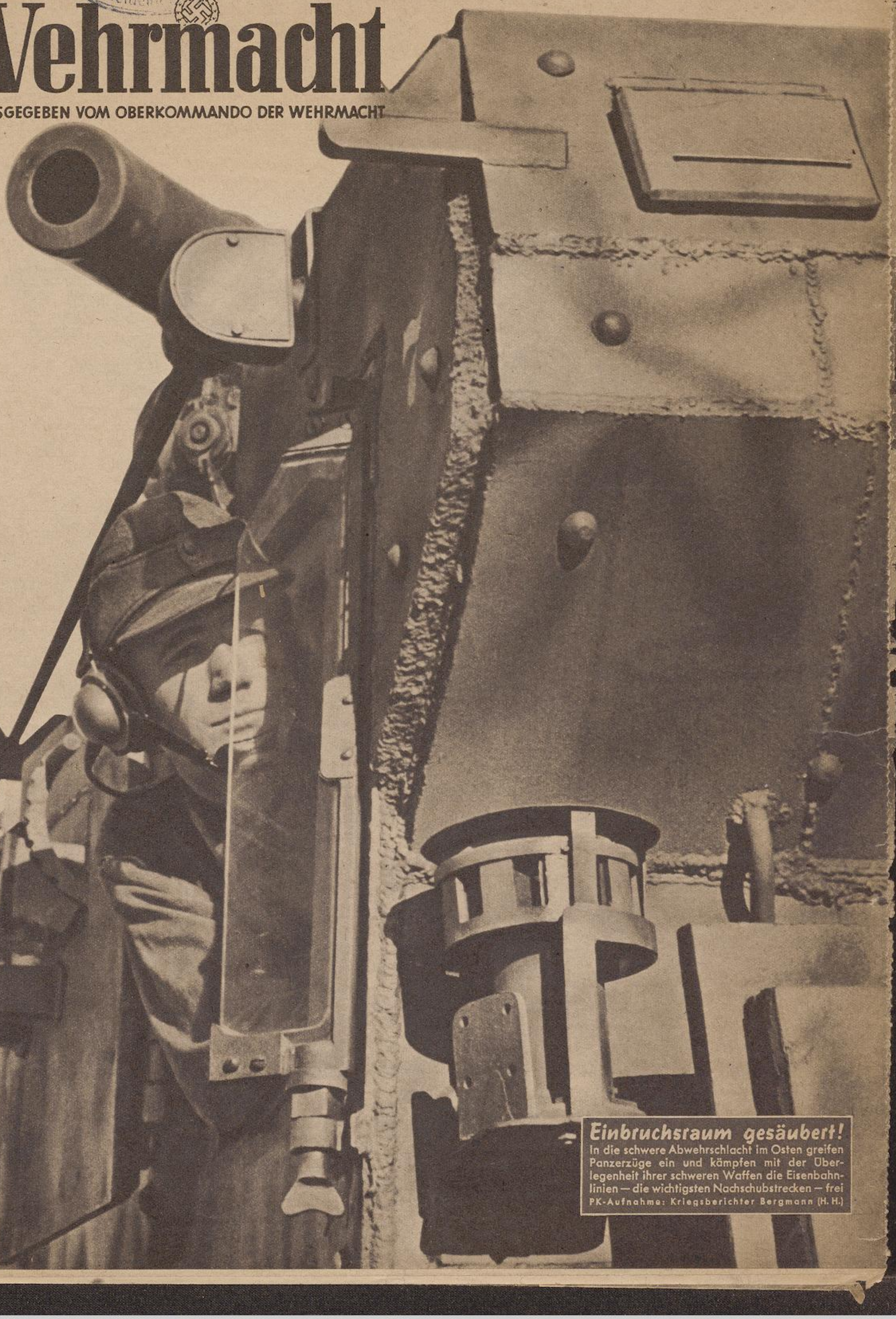
4

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

8. Jahrgang · Nr. 2 · Berlin, 19. Januar 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich



Einbruchsraum gesäubert!
In die schwere Abwehrschlacht im Osten greifen Panzerzüge ein und kämpfen mit der Überlegenheit ihrer schweren Waffen die Eisenbahnlinien — die wichtigsten Nachschubstrecken — frei
PK-Aufnahme: Kriegsberichter Bergmann (H. H.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0010

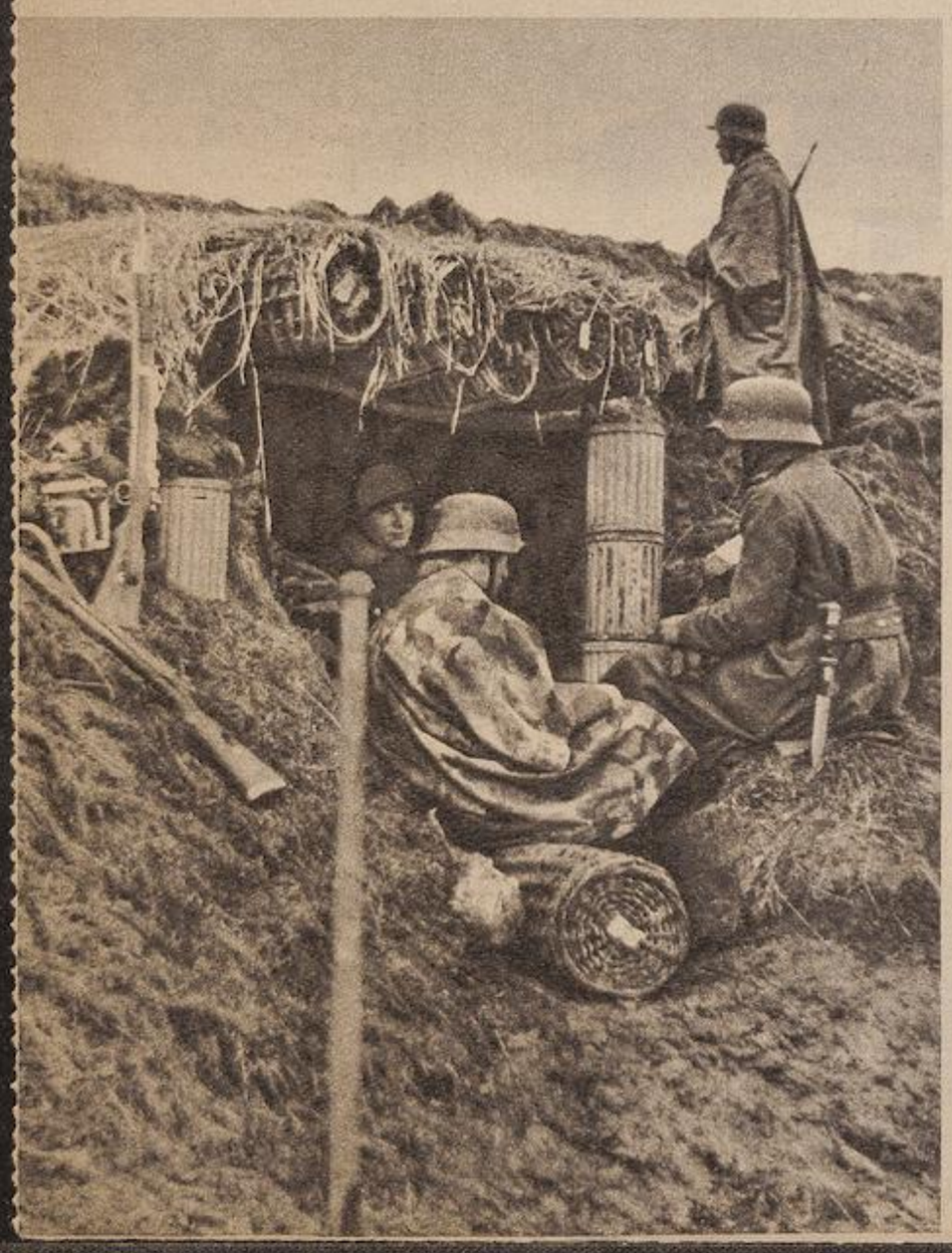
gefördert durch
Baden-Württemberg

GRENADIERE IM WINTERSTURM

TAG für TAG, NACHT für NACHT

Durch die nebelverhangene Hügellandschaft marschieren deutsche Grenadiere zur Ablösung nach vorn. Den Sowjets ist vorübergehend ein Einbruch gelungen, und den wenigen Stunden in der Ruhestellung werden nun wieder Tage härtester Bewährung folgen. Den sowjetischen Massen, dem zahlreichen Material des Gegners werden diese Grenadiere aufs neue die Tapferkeit ihres Herzens entgegenwerfen und weiterkämpfen mit den unsterblichen Tugenden deutscher Infanterie

Erneut ist ein ungeheuerlicher Wintersturm im Osten losgebrochen, der die sowjetischen Massen wie in den vergangenen Jahren gegen die europäischen Grenzlinien schwemmt. Fast ununterbrochen, Tag und Nacht, rennen die Sowjets gegen den Wall der deutschen Grenadiere an, die in Erdlöchern, Bunkern, Grabensystemen und Stützpunkten unter härtesten Entbehrungen in heldenmütigem Kampfe die rote Flut abwehren. Die Weitläufigkeit des von ihnen eroberten sowjetischen Raumes ermöglicht ihnen eine elastische Verteidigung, die örtliche Einbrüche nicht immer verhindert, aber die Durchbruchsabsichten der Sowjets bisher immer zum Scheitern brachte.



Selbst die Feuerstellungen der Feldhaubitzen sind durch den sowjetischen Einbruch in den vordersten Bereich der HKL gerückt. In Sturm und Frost hocken sie in ihren Erdlöchern, jederzeit bereit, im Nahkampf mit dem Karabiner in der Hand sich zu verteidigen

Im Kreis und rechts: Im Abriegelungsraum besteht zunächst keine Möglichkeit zum sofortigen Bunkerbau. So muß ein Erdloch — mühsam in den harten Boden gewühlt — genügen, den Grenadier vor der ärgsten Kälte und vor den schwirrenden Splittern der Feindgranaten zu schützen. So harren sie oft tagelang in ihrem dürftig mit Gras und Stroh ausgelegten Erdloch aus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

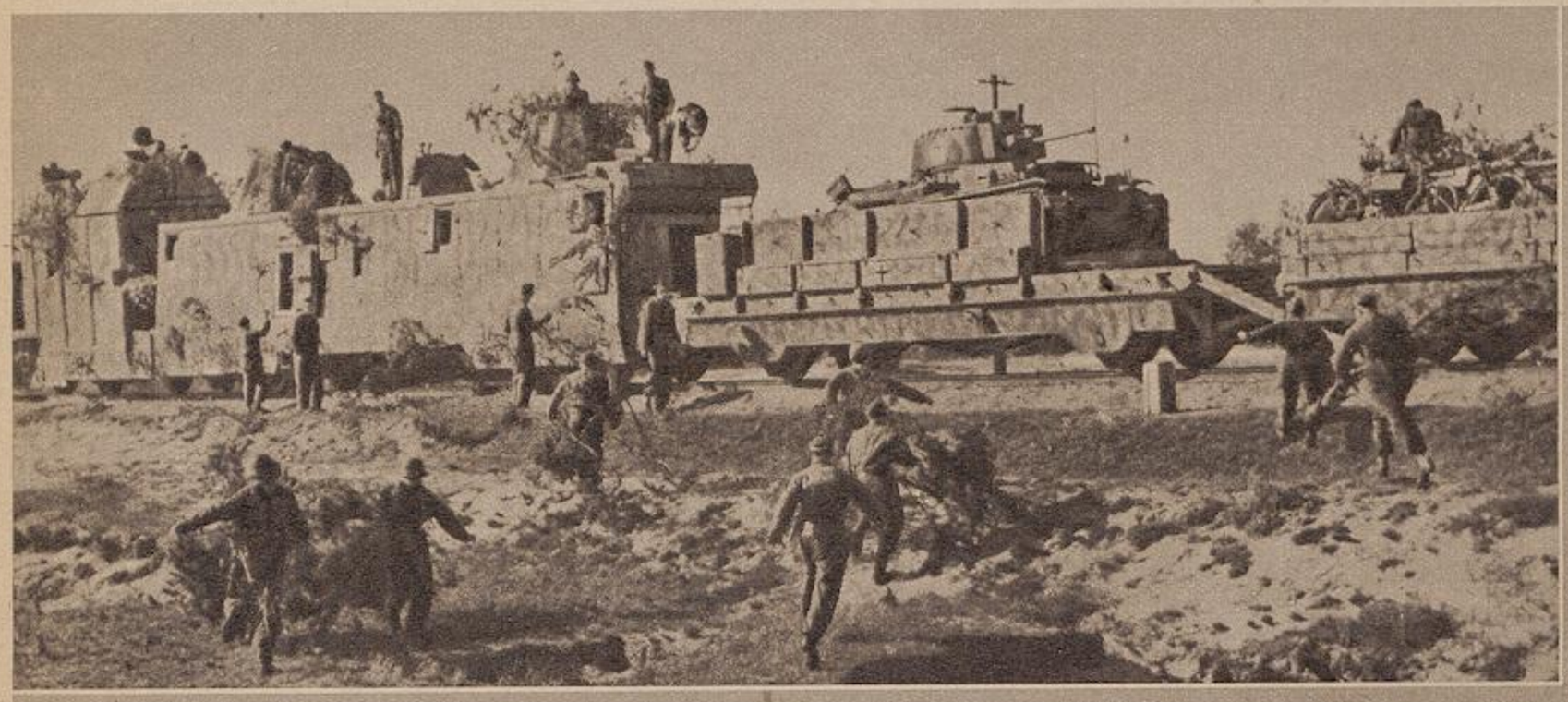
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0011

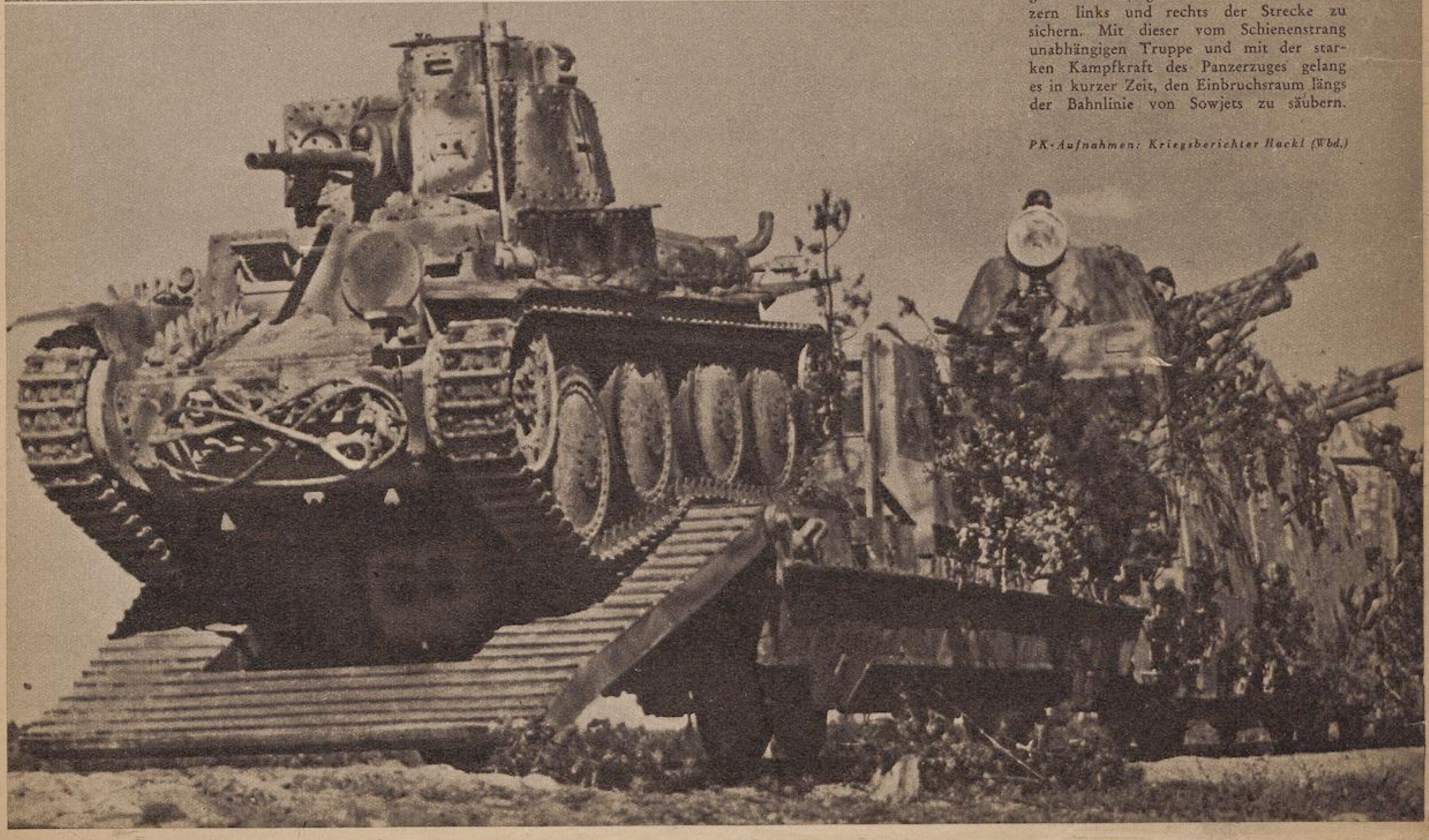
gefördert durch
Baden-Württemberg

Vor wenigen Minuten haben diese Sturmgeschütze die Werkstatt verlassen. Auf der Rollbahn sind sie ein Stück entlanggefahren und schießen nun von hier aus mit ein paar Schuß ihre Geschütze wieder ein, bevor es zu neuem Einsatz geht, in dem sie die schwer ringende Infanterie gegen die Sowjetmassen unterstützen

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Bergmann (H.H.)

Bis dicht an die HKL hat ein Pkw. die Feldküche herangezogen, und die Grenadiere einer Sicherungsgruppe brauchen in dem eisigen Schneegestöber nicht auf die Wohltat des wärmenden Essens zu verzichten. So wird alles getan, um der kämpfenden Truppe die Schwere des Kampfes zu erleichtern





Panzerzug greift ein

Im Raum um Witebsk waren feindliche Kavallerieverbände in die dichten Wälder eingesickert und bedrohten die Nachschubwege und den Rücken der kämpfenden Front. Unterstützt von Artillerie und Werfern drang ein Panzerzug in das bedrohte Gelände ein und kämpfte eine wichtige Eisenbahnverbindung für den Nachschub frei. Mitgeführte Panzerkampfwagen — auf Panzerloren verlastet — griffen in den Kampf ein. Ebenso wurde ein Radfahrtrupp mitgeführt (im nebenstehenden Bild auf dem Wagen ganz rechts), dessen Aufgabe es war, gemeinsam mit den Panzern links und rechts der Strecke zu sichern. Mit dieser vom Schienenstrang unabhängigen Truppe und mit der starken Kampfkraft des Panzerzuges gelang es in kurzer Zeit, den Einbruchsraum längs der Bahnlinie von Sowjets zu säubern.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Hackl (Wbd.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0012

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die Falle an der Sangro-Mündung

Schwere Regenwolken hingen zwischen den Höhen, die vom Sangro getrennt werden, als wir an einem Novembermorgen in einem Kampfstand eines Grenadierbataillons standen. Vor uns — greifbar nahe — lagen noch in den zum Sangro sanft abfallenden Gärten die dünnen Schleier der Gefechtsvorposten. Dann kam der Fluß — dann die andere Seite: der Feind.

Ähnlich der Front am Volturno bot sich von dieser Stelle ein Blick in die eigene HKL, in das Niemandsland und dorthin, wo der Feind war, wie er übersichtlicher kaum sein konnte. Drüben, jenseits des Sangro, liegen die Orte T. und P., in denen vermutlich Einheiten der gegnerischen Division Quartier bezogen hatten. Diese Division gehörte zu den kampferfahrensten des Gegners. Schon bei El Alamein hatte sie sich mit deutschen Truppen gemessen. An diesem Novembermorgen schlummerten die beiden feindlichen Orte unter dem dunstigen, durchsichtigen Regenvorhang, der vom Monte Calvo in das Flußtal fiel. Wären nicht die drei im Niemandsland liegenden gesprengten Brücken, nie würde ein flüchtiger Beobachter hier einen Kriegsschauplatz vermuten. Zwei dieser Brücken waren Straßenbrücken, die nach T. bzw. P. führten. In unmittelbarer Nähe der Adriaküste verband ein Eisenbahnübergang die Städte Ortona und Istonio.

An einer dieser Brücken hatte sich in der Nacht vorher dies ereignet: Die ersten Sterne waren am Himmel über der Sangro-Mündung und dem Meere aufgeleuchtet, als ein Spähtrupp aus den Stellungen der Gefechtsvorposten aufbrach und sich seinen Weg durch das Niemandsland zum Feind hin suchte. In den Nächten davor war beobachtet worden, daß zahlreiches Brückenbaugerät von den englischen Pionieren in die Flußniederung gebracht worden war. Wo wollte der Feind Brücken schlagen, und welche Tragfähigkeit sollten sie vermutlich haben? Der Regen, der seit Tagen herniedergegangen war, hatte den Sangro wohl 20 Meter breit werden lassen. Das Wasser stand den Männern des Spähtrupps bis zum Kinn, als sie im Gänsemarsch durch den Fluß im Niemandsland wateten. Dann nahm sie das Rohrdickicht des feindlichen Ufers auf (Zeichnung oben). — Zur gleichen Stunde hatte auch der Gegner ein Unternehmen angesetzt; ein Pioniersuchtrupp sollte in dem Gelände vor den deutschen Gefechtsvorposten ein Minenfeld aufnehmen. Auf der Straße wurden die Engländer von dem eigenen Spähtrupp sofort erkannt. Der Bataillonskommandeur erzählte uns an diesem Morgen, daß er den englischen Suchtrupp schon seit Nächten „auf dem Kieker" gehabt habe. Er habe deshalb mit seinen Leuten einen Plan ausgeknobelt, wie man am besten den ganzen Trupp gefangennähme. Als dann auch die feindlichen Pioniere die Straße entlangkamen, liefen sie wie vorgesehen in die Falle. Erst als alle Engländer die beiden deutschen MG passiert hatten, zerriß der schrille Pfiff des befehlenden Feldwebels die unheimliche Stille der Nacht (Zeichnung unten). Hinter den Tommies sprachen die deutschen Waffen. Das Unternehmen des Feindes war zu Ende.

Kriegsberichter B. E. H. Overhues

PK-Zeichnungen: Kriegsberichter Arlart

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Künzner

Man sieht es dem langen, schlaksigen englischen Pionier-Oberleutnant mit der Zahl 51 auf dem linken Ärmel an, daß er erst vor kurzem die Schulbank verlassen hat. — Unten: Während der Vernehmung des britischen Offiziers beschäftigen sich seine neun Männer mit der Verdrahtung ihres eigenen Gefangenenlagers

Das viermotorige nordamerikanische Flugzeug ist von deutscher Flak getroffen. Das Foto verrät noch nicht, daß der äußere rechte Motor brennt. Die Besatzung aber hat die Gefahr erkannt. Im Notwurf fallen die letzten Bomben aus dem Bombenschacht des Flugzeugs

Ein Viermotoriger geht in die Tiefe

Der in den nachstehenden Bildern gezeigte Abschuß eines viermotorigen amerikanischen Bombers wurde über Süditalien beobachtet. Das Flugzeug befand sich im Anflug auf einen deutschen Stützpunkt und stürzte, von einem Flakgeschoß getroffen, hinter den deutschen Linien ab.

Noch fliegt der Bomber in der Marschformation, aber schon bildet sich ein Feuerschweif hinter dem in Brand geschossenen Motor, der das nahe Ende ahnen läßt. Aber es scheint, als ob der Flugzeugführer doch noch eine Notlandung versuchen will

Er legt das angeschossene Flugzeug in eine Kurve, um sich von seiner Formation zu trennen. Jetzt hat auch der zweite Motor der rechten Tragfläche Feuer gefangen

Das Flugzeug ist jetzt völlig in Brand geraten und in zwei Teile auseinandergebrochen. Von der Besatzung haben sich zwei Mann retten können, deren Fallschirme sich gerade im Augenblick der Aufnahme zu öffnen beginnen

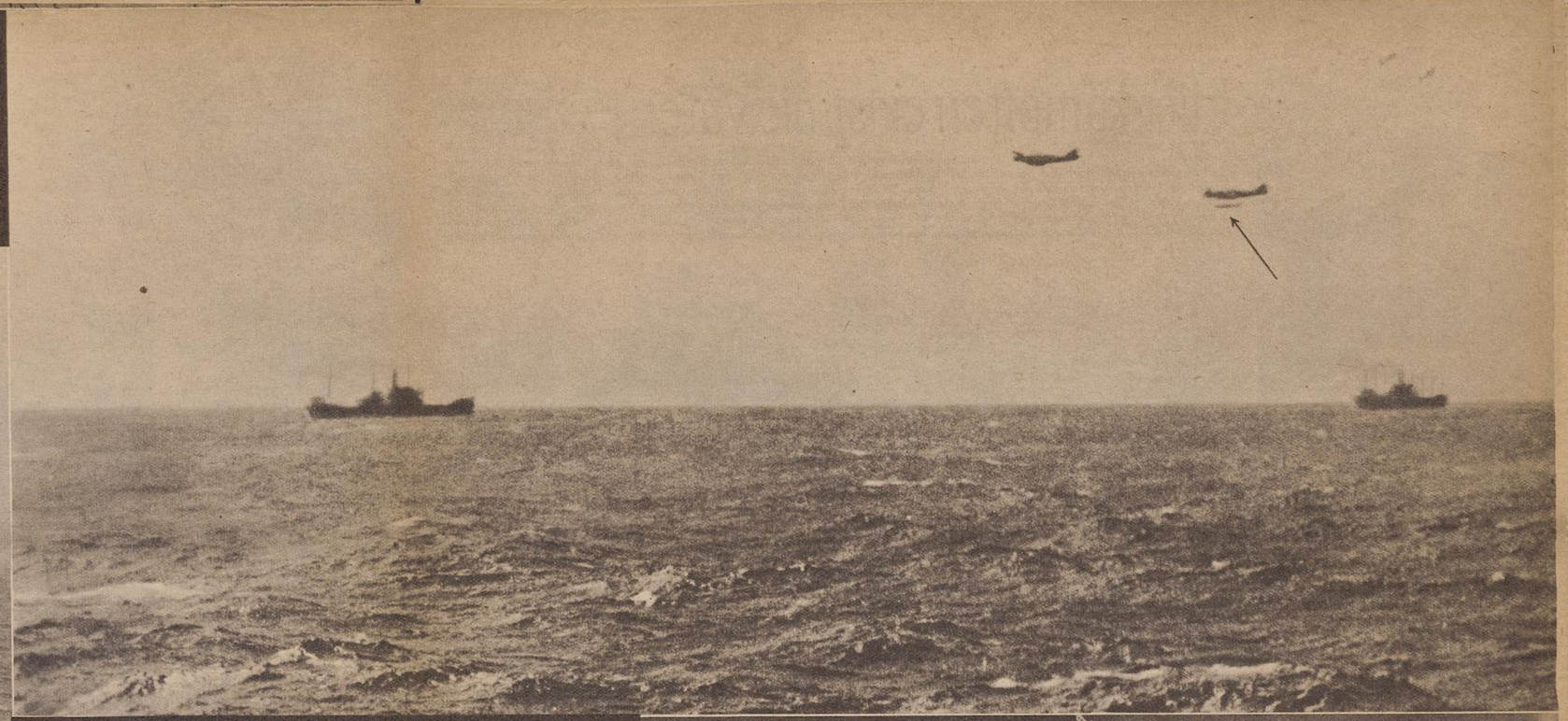
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0013

gefördert durch
Baden-Württemberg

Güterzüge zur See

DEUTSCHE GELEITFLOTTEN AUF ALLEN EUROPÄISCHEN MEEREN



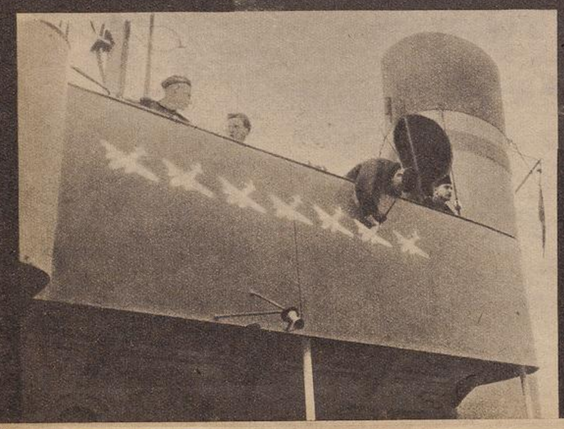
Unten: Der Hauptfeind der deutschen Geleite ist das Flugzeug. Um sich vor feindlichen Tiefangriffen zu schützen, werden von den Sicherungsfahrzeugen Sperrballone verwendet. Das Bild zeigt einen Sperrballon, der auf einem Sicherungsfahrzeug gefüllt wird

Während die deutsche Schiffahrt sich fast ausschließlich auf die europäischen Küstengewässer beschränken kann und infolgedessen relativ leicht zu schützen ist, sieht es beim Feind erheblich anders aus. Er braucht Abwehrwaffen aller Art, um seine Fahrzeuge mit einiger Wahrscheinlichkeit zum Ziele zu bringen. Um so schwerer wiegen die großen Verluste, die deutsche U-Boote und andere Einheiten der Kriegsmarine in den letzten Wochen gerade der wichtigsten feindlichen Geleitwaffe zugefügt haben, den Zerstörern, ohne die ein einigermaßen sicherer Geleitschutz trotz des verstärkten Einsatzes von Aufklärungs- und Kampfflugzeugen auf seiten des Feindes auch heute noch nicht möglich ist. Ist der Feind auf die überseeische Zufuhr angewiesen, so braucht die deutsche Kriegführung den Seeweg an den Küsten von Petsamo bis zur spanischen Grenze zum weitaus überwiegenden Teil nur zur Entlastung anderer Nachschubmittel zu benutzen. Daher sind, obwohl dieser Seeweg, wie unser Bildbericht zeigt, leicht feindlichen Luftangriffen ausgesetzt ist, die deutschen Geleitzugverluste außerordentlich gering.

Unten: Die Spitze der Geleitsicherung haben Minensuchboote übernommen. Vom Achterschiff der Boote werden die Geräte ausgefahren, die die unter dem Wasserspiegel verborgenen Minen unschädlich machen und so den Weg für das folgende Geleit freiräumen. Der Kommandant eines M-Bootes befehligt eine Mannschaft erfahrener Seeleute, die zum großen Teil schon vor dem Kriege bei der Handelsmarine oder Seefischerei gefahren sind

Oben: Feindliche Torpedoflieger greifen das Geleit an, das sich weiter auseinanderzieht, um dem Gegner möglichst wenig Zielfläche zu bieten. Der rechte der beiden sichtbaren Beaufighters hat gerade seinen Torpedo gelöst. Für den Führer des angegriffenen Handelsschiffes ist nun der Augenblick größter Nervenspannung gekommen. Oft hängt es vom Bruchteil einer Sekunde ab, ob er durch eine geschickte Kursänderung den abgeschossenen Torpedo ausmanövrieren kann

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Kerschbaum (Atl.)



Bei Nacht haben britische Schnellboote das deutsche Geleit angegriffen, und in dem sich entwickelnden Nachtgefecht zeichnet die Leuchtspurmunition fantastische Kurven und Ornamente, die durch die Erschütterung der Kamera entstehen, an den dunklen Himmel

Fast auf jeder Fahrt sind diese Sicherungsfahrzeuge den Angriffen feindlicher Luftstreitkräfte ausgesetzt. Daß die sich dabei entwickelnden Gefechte für das Boot nicht ohne Erfolg verliefen, zeigt die auf der Brückenverkleidung registrierte Erfolgstatistik, die mit größter Gewissenhaftigkeit geführt wird und den Stolz der Besatzung darstellt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0014

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hier kämpften einst die Väter

OSTMÄRKER IN DEN BERGEN SERBIENS

Es hat sich in diesem Kriege schon öfter ereignet, daß junge Soldaten des Reiches dort ihre Schlachten schlugen, wo einst ihre Väter und Vorväter schon Siege errungen hatten. Seltener ist es, wenn sich Grenadiere in jenen Stellungen wiederfinden, die einst von ihren Vätern angelegt worden waren und deren sie sich über die Zeit hin jetzt noch bedienen können, wie jene ostmärkischen Gebirgsjäger, die von den Bunkern und Kasematten ihrer Väter aus den Kampf gegen die Banden in den bosnischen Bergen führen. Mit den verwitterten Stellungen übernahmen die jungen Männer der Wehrmacht auch eine große Verpflichtung. Nämlich sich der ruhmreichen Taten ihrer Väter würdig zu erweisen, die hier vor bald dreißig Jahren siegreich gekämpft haben.

Breite Höhlen, die im vorigen Weltkrieg von österreichischen Alpenjägern zu sicheren Kasematten ausgebaut worden waren, dienen den deutschen Gebirgstruppen als geräumiges und festes Quartier

Von Schutt und Moder befreit, geben die alten Stellungen, die von den Vätern im Weltkrieg mit vieler Mühe gebaut worden waren, den ostmärkischen Gebirgsjägern, die in Bosnien zur Bandenbekämpfung eingesetzt sind, guten Unterschlupf

PK-Aufnahmen:
SS-Kriegsberichter Westermann

In einer schmalen Senke, etwas hinter den vordersten ehemaligen Stellungen, haben steingemauerte Ställe, Unterkünfte und ein Wasserbecken die Zeiten zwischen den Kriegen überdauert

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0015

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHÖFER

4. Fortsetzung:

Erstaunt bin ich des öfteren, wie tief der Faschismus schon in die fernsten Winkel des Landes eingedrungen ist. Stundenlang fahren wir oft, und wenn wir dann — vielleicht irgendwo an der montenegrinischen Grenze — in eine Berghütte treten, in der an offener Feuerstelle Flammen prasseln, in denen die Menschen noch heute hausen, als lebten sie in grauer Vorzeit, entdecken wir überall geschmückte Bilder des Duce und auch oft des — Führers. Weil diese Menschen fernab jeder politischen Zwistigkeiten in Deputiertenkammern und an Weltbörsen leben, fühlen sie instinktmäßig, daß hier Volksführer aufgestanden sind, die imstande und bereit, auch armen Völkern ein gerechteres Diesseits zu verschaffen.

In einer dieser Berghütten werden wir zum Mittagsmahl eingeladen. Besitzer ist ein Albaner — seinen Namen verrät mein Notizbuch nicht mehr —, der perfekt deutsch spricht. In der Diele des Hauses, einem verräucherten, dunklen Raume, brennt ein Kaminfeuer, in dessen Flammen ein Lamm am Spieße brät. Ein weibliches Wesen dreht das Opferfleisch ununterbrochen und begießt es mit Öl.

Wir müssen an der Tür die Stiefel ausziehen und sitzen wenig später im Schneidersitz auf einem geschnitzten Tisch, an dem uns der Hausherr aus kupfernen Bechern albanisches Bier reicht.

Und dann erzählt er aus der Zeit der österreichischen Besatzung während des Weltkrieges. Mein italienischer Kamerad versteht nichts, da die Unterhaltung in deutscher Sprache geführt wird. So hört er auch die mancherlei Gehässigkeiten nicht, die zu sagen der Hausherr sich mir gegenüber traut. Er wünscht die Rückkehr Deutschlands. Die Italiener seien nicht fähig, ein freies, stolzes Volk wie die Albaner kolonisieren zu können.

„Wieso?" frage ich, „was bedrückt sie denn bei der Herrschaft der Italiener am meisten?"

„Unsere Freiheit wird unterdrückt. Wo wir früher frei fischen und jagen konnten, nimmt man heute Zoll und verlangt Ausweise. Wo wir früher in den Wäldern frei unser Holz schlagen konnten, wacht jetzt der Staat über jeden Baumstamm. Dazu hat man uns Bahnen und Straßen ins Land gebaut, die den Verkehr bringen und mit ihm die Ausbeutung. Fabriken legt man an, um Kohlen und Öl zu fördern. Mit unserer Eigenstaatlichkeit, mit unserer Freiheit, die unbezwungen Sonn- und Alltag kannte, ist es zu Ende."

Ich verteidige unseren Bundesgenossen. Mit großer Energie und mit Hilfe seiner intelligenten Facharbeiter, sage ich, haben die Italiener gleich nach der Inbesitznahme Albaniens damit begonnen, die vom Plutokratenkönig Zogu nutzlos brachgelegten Bodenschätze auszuwerten. In einst verödeten Gegenden entstanden Kultur und Wohlstand bringende Wohnstätten. Außerdem haben die Italiener durch die Erdöl- und Erzgewinnung eine klaffende Lücke in die englische Blockade geschlagen. Für die Produktion der italienischen Schwerindustrie und Metallindustrie liefert das albanische Land heute bereits nach zwei Jahren Bodenauswertung einen schönen Prozentsatz der Produktionsgüter, die Italien braucht.

So entstand in Bulshiza (Nordalbanien) 1939 an den Ufern des Stromes Fani eine Bergknappensiedlung mit zahlreichen Verwaltungsgebäuden und Wohnhäusern, einer Elektrizitätszentrale, Werkstätten und Lagerräumen. Auf den Bergen des Dervint wurde eine ähnliche Siedlung geschaffen. Hier werden seitdem Kupferkiesgruben mit modernen technischen Hilfsmitteln ausgewertet.

Chromerz wurde in der Gegend von Pogradec und in der nördlichen Zone in reichem Maße gefunden. Eine Million Tonnen Eisenerz wird hier jährlich unter dem faschistischen Regime gefördert.

Erdölfunde sind im mittleren Albanien, in der Gegend von Kalibaki, nachgewiesen. Hunderte von Bohrtürmen fördern heute das kostbare Öl zutage und sichern einen Teil des italienischen Treibstoffbedarfs.

So sei hier, sage ich, Italien doch erfolgreich an der Arbeit, den ihm aufgezwungenen Wirtschaftskrieg durch Auswertung der Bodenschätze Albaniens siegreich zu beenden.

„Alles schön und gut", wird mir zur Antwort, „aber das Volk will nicht. Vielleicht sind die Methoden, die man anwendet, falsch, vielleicht fühlt sich das Volk rassisch zu stark und zu wesensfremd dem italienischen gegenüber, um dies auf die Dauer so hinzunehmen. Warten wir ab."

Unser Gastgeber ist Mohammedaner. Hoch über dem Kamin, in dem das Feuer jetzt nur noch glimmt, weil wir das fad schmeckende Ziegenfleisch, das ohne Salz gereicht wird, längst verzehrt haben, hocken sechs Weiber. Sie hocken schon Stunden mit angezogenen Knien da, Beschäftigungsgegenstand meiner aufgereizten Phantasie. Schließlich frage ich denn doch, ob das für die Frauen da oben nicht auf die Dauer etwas ungemütlich sei, so bewegungslos im Hocksitz zu verharren.

Ein Kreuzen der Arme, ein Kopfneigen des Hausherrn ist die Antwort: „Wählen Sie, Sie sind mein Gast ..."

Von draußen erklingt das Getrappel der Ziegenherde, die der albanische Hirt vorbeitreibt. In der Ferne liegt das Hochplateau des Lovzen, des montenegrinischen Bergriesen, dessen Serpentinenstraße steilab in die Bucht von Cattaro führt. Und im Westen geht die Sonne als glutroter Ball unter.

Ich bin verlegen. „Mein Herr", antworte ich schließlich, „ich weiß Ihre Gastfreundschaft zutiefst zu schätzen, bitte Sie aber, nicht erzürnt zu sein, wenn ich von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch mache. Frau und zwei Kinder warten auf mich zu Hause, und die Sitten in allen Ländern der Welt sind verschieden ..."

Der Herr des Hauses verneigt sich, klatscht in die Hände und weist die Frauen mit einer gravitätischen Handbewegung zur Treppe, von der sie nun hinuntersteigen, um im Nebenraum nacheinander zu verschwinden.

*

Wenige Tage später war ich nochmals in den albanischen Bergen zu einem letzten Besuch bei italienischen Truppen. Ich war fest gewillt, alle politischen Gegenströmungen, alles Negative, das ich gesehen und erlebt hatte, in mir zu vergraben in der Hoffnung, daß der Faschismus doch eines Tages mit all dem aufräumen würde, und übrigbliebe allein die große Kameradschaft, die ich überall bei den faschistischen Truppen kennengelernt hatte und die mein tiefstes Erlebnis während dieses albanischen Einsatzes war.

So schrieb ich kurz vor meiner Abfahrt aus Albanien folgenden Bericht:

Am Fuße des Golico, des Blutberges in den albanischen Alpen, hatte ein Regiment der „Lupi di Toscana" sein Zeltlager aufgeschlagen. Die Kanonen, die in dieser wilden Landschaft Monate hindurch den Frieden verscheuchten, schwiegen seit Tagen, und auf der Feste Tepeleni wehte stolz die siegreiche grünweißrote Fahne.

Wir waren längere Zeit bei den italienischen Soldaten, haben viele Kameraden dort gefunden, die uns an ihren Lagerfeuern von ihrer Heimat erzählten. Man sah ihnen an ihren verbrauchten Uniformen und ihren harten Gesichtern an, daß sie alle schwere Kampfzeit hinter sich hatten und die Ruhepause nötig brauchten.

Hier, vorn an den Fronten, hatten wir Gelegenheit, den faschistischen Frontkameraden kennenzulernen, schauten hier in sein Gesicht und seine Seele. Weit, weit vor der Etappe, abgeschnitten von aller Zivilisation, von Heimat und Familie lebten sie für den Duce und den Sieg der Achse. Und wir verspürten, daß diese Männer und uns etwas Großes, Heiliges zusammenschweißt, das durch nichts zu trennen, nicht einmal zu zerreden ist. Man kann ein Volk im Kriege am besten nach seiner Front beurteilen. Sie ist die Trägerin der edelsten Teile der Nation, in ihr spiegelt sich das politische Wollen der Gesamtheit, die ihre Söhne zum letzten Einsatz geschickt hat, zum Einsatz von Blut und Leben.

Und darum ist die Kameradschaft, die man hier vorn findet, mehr wert als alles andere. Wäre sie nicht da, würde allem Tun der Sinn entzogen, wäre die Kraftanstrengung des Volkes, das die Freiheit will, umsonst. Darum ist es beglückend für uns, bei den faschistischen Frontsoldaten rückhaltlose Kameradschaft gefunden zu haben, die aus der Gleichheit der Kampfideen, aus der Gleichheit des Glaubens erstand. Und das Wissen um diese Einheit gibt Mut und Vertrauen und läßt uns den Kampf um die Durchsetzung unserer gemeinsamen Ziele mit den härtesten Mitteln doppelt notwendig und erfolgreich erscheinen.

Mit den Flammen der Lagerfeuer und mit den Sternen am Nachthimmel mischte sich der Gesang der Soldaten, der auch nur erwächst aus der Kameradschaft. Wir lauschten ihm Abend für Abend, Stunde um Stunde, und hören ihn heute noch in uns nachklingen. Dieses Soldatensingen umschließt eine ganze Welt, und zwar die der höchsten Werte. Es ist ein stählernes Band, das alle die, die gleichen Willens sind, eng zusammenschließt und sie zu großen Taten entflammt. Eine singende Front ist nicht niederzuringen; sie ist gesund und stark und ihre Kraft unendlich groß.

Das Singen an den Lagerfeuern am Fuße des Golico aber klingt heute noch in uns nach. Und die Männer, die dort bei uns waren, haben Heroisches im Kampf geleistet. Sie alle aber standen unter dem Gesetz der Kameradschaft, an der auch wir als ihre Waffengefährten teilhaben.

Man sage nicht, daß wir alles zu begeistert sähen, da wir die ersten Eindrücke auf uns einströmen ließen. Wir schildern nur das, was augenfällig ist. Aber das spricht schon eine so schöne, deutliche Sprache, daß es unrecht wäre, diese durch Kleinheiten des Alltags abzuschwächen.

Gewiß war für die Albaner und für die in Albanien ansässigen Italiener der plötzliche Stillstand der Winteroffensive und das Eindringen des Krieges in Teile ihres Landes ein harter Schlag, eine starke Nervenprobe. Aber ruhig und tapfer nahmen sie beide den Schlag hin und hielten aus, was das Gesetz des Krieges ihnen aufzwang. Sie kannten ihr Land und die Schwierigkeiten, die sich den kämpfenden Truppen in den Bergen entgegenstellten. Und so harrten sie geduldig des nahenden Frühlings, der die Wende bringen mußte. Inzwischen scharten sie sich um den Kampfruf der Albanien-Armee: „Duce, vinceremo!"

Heute nun ist Albanien frei. In den Bergdörfern geht der Skipetar wieder seiner harten Arbeit nach, der Hirt treibt seine Heidschnucken auf die Berge, der Bauer greift wieder zum Holz- und auch schon zum Stahlpflug, und es geht ein Aufatmen durch dieses Land, das erst heute am Anfang seiner wirtschaftlichen Erschließung steht.

Der mohammedanische Priester singt wieder klagend von den Türmen der Moscheen seine Gebete, und die Glocken der christlichen Kirchen rufen weithin über das Land.

Das ist Albanien nach dem Kriege: ein Landstrich, der dank der Arbeit der Faschisten einer besseren Zukunft entgegengehen soll, einer Zeit, die jedem das Seine gibt, dem Bauern wie dem Arbeiter, dem Fischer wie dem Kaufmann.

*

Wieder in Rom.

Ich habe den Eindruck, als ob die Stadt wie im Frieden lebt. Auf der Vittorio Veneto — dem römischen Kurfürstendamm — sehe ich die Gaga, diese Typen affektierter Modejünglinge, die mir die Italiener in Albanien so oft und so zur Genüge beschrieben haben, daß ich sie jetzt sofort zu definieren weiß. Ein Typ von Jünglingen, die es bei uns in Deutschland nur in der Zeit vor 1933 gab und die den ganzen Haß der arbeitenden Bevölkerung auf sich zogen. Nähere Beschreibung erübrigt sich. Der Leser kennt den Typ und weiß, wen ich meine.

Dann treten wieder die Offiziers-Nichtstuer in mein Blickfeld: zu Hunderten sehe ich sie. Ihr Krieg scheint sich hier auf den Boulevards von Rom abzuspielen. Es ist ein Anblick, der einem die Galle hochtreibt.

Das elegante Volk lebt dahin wie vor dem Kriege. Es stöhnt nur darob, daß es keinen Kaffee mehr gibt. Für ein Kilo muß man jetzt schon 500 Lire zahlen.

Quando finisce questa storia? — ist die stehende Frage. „Wann hört diese Geschichte auf?" Gemeint ist der Krieg. Gemeint sind die kleinen persönlichen Einschränkungen, die er der Plutokratie Roms auferlegt.

Man ißt mittags sein geröstetes Huhn, man trinkt seinen Wein, man raucht seine orientalischen Zigaretten, man schaut auf den Theaterzettel, man hält seinen Mittagsschlaf, man geht ins Kino und abends in den Klub. — Quando finisce questa storia?

Das anständige Volk Roms arbeitet. In den Vierteln um den Tiber reißt man sich um Zeitungen, verfolgt das Kriegsgeschehen, nimmt lebendigen Anteil, schielt aber schon mit gerunzelter Stirn zu den Oberen hin, die so teilnahmslos abseits leben.

„Vinceremo!" ist an alle Häuserwände gemalt, Aussprüche des Duce, die zum Kampf anstacheln. Die Faschistische Partei macht Umzüge, die Kreis- und Gauleiter reden. Sie weisen auf Deutschland, auf dessen sieghaftes Vorwärtsstürmen, und das Volk ist mit Begeisterung dabei. Wo der Duce erscheint, wird er umstürmt, umjubelt, deutsche Soldaten werden liebevoll bewirtet und willkommen geheißen, wenn sie auf ihrem Marsch durch die Stadt nach Süden sind.

Ich arbeite eine Zeitlang im Verbindungsbüro des italienischen Kriegsministeriums. Die Offiziere sind alle treu und gut. Es herrscht eine Kameradschaft zwischen uns und ihnen, wie man sie sich besser nicht wünschen kann. Da sind der Zapulli, der Ferrari, der Musu — Kameraden, Faschisten durch und durch. Sie kennen nicht einmal die Bedenken, die ich in Albanien hörte. Sie sind zu weit ab von der Peripherie, an deren Rand die Wellen des Unfriedens gespült werden. Nur manchmal, wenn ich mit Capitano Ferrari abends durch die Straßen Roms gehe, schüttet der mir sein Herz aus: er weiß, daß es im Gebälk der italienischen Wehrmacht knistert, aber er hofft auf entscheidende Siege in Afrika, auf eine damit verbundene Festigung des Systems.

Fortsetzung folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0016
gefördert durch Baden-Württemberg

Meine „Zeitgemäßen Rezepte"
sind sorgfältig ausprobiert. Die darin angegebenen Mengen stimmen genau, und es wäre falsch, etwa von dem guten Backpulver „Backin" mehr als vorgeschrieben zu nehmen. Es würde dann nur Ihnen und anderen Hausfrauen fehlen. Verlangen Sie kostenlos die „Zeitgemäßen Rezepte" von
Dr. August Oetker, Bielefeld.

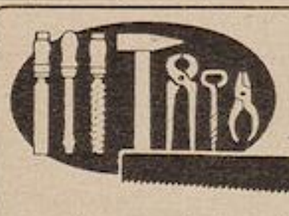
Frau Hanna denkt an Dich,
wenn . . .
. . . sie jede gesparte Kohle als einen Sieg über den gefährlichen Gauner Kohlenklau betrachtet. Die Heimat hat Kohlenklau Urfehde angesagt. Alles, was sie durch manchen Verzicht an Kohle, Gas und Strom einspart, ergänzt die Vorräte der Rüstungsindustrie und vergrößert die Produktion an Waffen und Gerät für Dich und Deine Kameraden. Sorg Du dafür, daß Kohlenklau an der Front nicht das in seine Klauen bekommt, was die Heimat ihm abgejagt hat.
Kampf dem Kohlenklau!
Das laß auch Deine Devise sein — wo immer es möglich ist. Wenn Front und Heimat sich im Kampf gegen Kohlenklau ergänzen, dann ist der Bursche in seinem verbrecherischen Treiben matt gesetzt.

Die Heimat hat ihn längst durchschaut. Paß auf, daß er bei Dir nichts klaut!

FISSAN
enthält als einziger Puder das durch wissenschaftliche Milchauswertung neu gefundene labile Milcheiweiß. Für die Bereitung jeder einzelnen Packung werden rüstungswichtige Kohle und Strom benötigt, die jeden verpflichten:
Sei sparsam mit FISSAN- so sparsam wie mit Kohle!

NÄHRMITTEL
PHARM. PRÄPARATE
DEUTSCHE MAIZENA WERKE A.-G.
DMW
HAMBURG
BINDER

HAMMER
Das Schutz-Zeichen für die Original-Erzeugnisse der
HAMMER BRENNEREI
Schürgers & Co.
HEILBRONN
WEINBRENNEREI UND FABRIK FEINER LIKÖRE
HAMMER HAMMER HAMMER HAMMER HAMMER



Werkzeuge säubern,
dann geordnet weglegen! So werden sie geschont und wertvolles Rohmaterial gespart. - Müssen wir unsere eigenen, uns von der Natur geschenkten weit wertvolleren „Werkzeuge" nicht ebenso pfleglich behandeln? Selbst eine kleine Verletzung kann böse Folgen haben. Darum auch solche Wunden schützen mit
TraumaPlast

Soo dick geschält?
Da bleibt von mir nicht viel übrig! Schälverluste sind vergeudetes Volksnahrungsgut. Die Kartoffelernte ist knapper als sonst.
Haushalten ist die Parole!
Daher:
Nur Pellkartoffeln

ASP
Schlauchboote
AUGUST STELLING
Wasser- u. Luft-Fahrzeugbau

'rauf und 'runter
soll man die Zähne bürsten, um die Speisereste gründlich zu entfernen. Hierbei genügt eine kleine Menge *Kalikloca*-Zahnpasta. Letztere ist knapp und muß sehr sparsam verbraucht werden

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN *von* HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: „Das weiß ich selbst nicht genau, Peter. Zunächst war man versucht, den Krieg nur als Episode anzusehen. Krampfhaft an dem festzuhalten, was vorher war, und sich täglich zu sagen, genau da, wo du aufgehört hast, als du eingezogen wurdest, genau da fängst du eines Tages wieder an. Aber ob das möglich sein wird — ich weiß es nicht. Zuweilen hoffe ich sogar, es werde nicht möglich sein. Der Krieg hat uns alle völlig umgekrempelt — und das ist vielleicht sehr gut so. Ich glaube, unser Leben war viel zu sehr festgelegt. Wir hatten uns an zu viele Dinge gehängt. Bis schließlich die Dinge unsere Herren waren. Man soll mit möglichst leichtem Gepäck reisen — ihr habt nie viel gehabt, das ist euer Vorzug."

11. Fortsetzung:

„Aber werden wir je wieder aus dem Krieg herausfinden?"

„Ich weiß es nicht, Peter", antwortete Felmy leise. „Vielleicht nicht. Aber das schadet am Ende nichts. Denn es wird noch sehr lange Krieg sein. Auch dann noch, wenn er äußerlich längst zu Ende ist. Die satte Ruhe, das behagliche Verdauen — das wird vielleicht nie mehr sein. Aber", er dehnt sich ein wenig, „es wird auch nie langweilig sein. Es wird sich lohnen, gelebt zu haben — und wenn ich mir so manchen Mann besehe, der vor 1914 gestorben ist, frage ich mich, hat es sich für den gelohnt? Sie kamen mir zuweilen wie brave fette Haustiere vor, diese Väter und Onkels. Wildtiere haben's weniger leicht. Aber sie haben's besser, sie leben echter, wirklicher. Und darauf, das lerne ich jetzt wieder, nachdem ich's schon vergessen hatte seit achtzehn, darauf kommt's an."

Der siebente Tag.

In einer Gasse nicht weit vom Hauptplatz, die in ihrem zweiten Teil steil ansteigt, liegt die Zahnklinik der Panzerarmee. Die Gasse dient als Kanalisation; eine graue übelriechende Brühe sickert in beständigem Strom zum Fluß hinab, mündet ein paar Meter oberhalb der bei den Frauen beliebtesten Waschstelle. Wohl gab es einmal eine Art Kopfsteinpflasterung, doch da sie schlecht verlegt war, hat sie längst die Bettung verlassen und tiefe Querrinnen und Schlaglöcher gebildet. Da die Gasse selten befahren wird, bildet sie zugleich den Spielplatz für zahlreiche Kinder; die kleinsten begnügen sich damit, barfuß in der Gosse zu pantschen, die größeren lassen Schiffchen darin schwimmen, die sie aus Seiten alter Feldzeitungen falten, raufen, untersuchen Abfallhaufen auf Eßbares.

Der Hauptmann Felmy ist ein wenig erstaunt, als Peter Zurbrügge ihn am Morgen abholt, um ihn zur Zahnklinik zu begleiten. Verabredet war das nicht. Aber gerade darum freut es ihn nicht wenig. Es scheint also doch — wenn der junge Mann auch nichts davon ausspricht, dazu ist alles noch zu neu, zu ungewohnt und zu fremdartig —, als finde er sich allmählich zu seinem Vater; Felmy weiß sehr wohl, daß das nicht leicht sein kann. Statt der lebenslangen Gewöhnung anderer Söhne, die sich die Welt ohne die beherrschende Gestalt des Vaters gar nicht vorstellen können, da er immer da war, seit sie denken und fühlen, muß Peter in sich selbst alles das neu, aus der Kraft seines Gefühls allein, und mit bewußter Anstrengung aufbauen. Das kann nicht leicht sein, und es ist verhältnismäßig wenig, was Felmy dazu beizutragen vermag; nicht mehr, als soviel wie möglich für ihn da sein und behutsam, zielbewußt und ohne alle Übereilung stützen und hegen, was da zum Licht will. Und deshalb ist Felmy jeder Stunde froh, die er Peter für sich hat.

Kriegszahnarzt Dr. Tell hat nichts dagegen, daß Zurbrügge, nach gemessener Vorstellung durch den Hauptmann, während der Behandlung im Ordinationsraum bleibt — um genau zu sein, in einem der vier Ordinationsräume, über die die Klinik verfügt; es herrscht ungemein lebhafter Betrieb, im Anmelderaum drängen sich Soldaten Kopf an Kopf, vier Kriegszahnärzte behandeln täglich etwa je fünfzig Patienten, das ganze Haus riecht durchdringend nach Schweiß und Lysoform, und der Laborant, der in einer engen, stickig heißen Kammer — wie ein Schwalbennest hängt sie über der ausgetretenen Treppe — Röntgenfilme entwickelt, löst sich langsam auf.

Während Dr. Tell den Hauptmann behandelt — Felmy gibt keinen Laut, doch an den Händen, die die Stuhllehnen umklammert halten, treten die Knöchel weiß hervor —, bemerkt er den musternden Blick, den der junge Feldwebel durch den Raum schickt, und beginnt angeregt zu plaudern.

„Wir sind ganz international hier", sagt er; „alle Feldzüge beinahe kann man an unserem Material ablesen. Meine Mäntel, die Handtücher, die ganze Wäsche sind englisch — Sie können die eingewebten Buchstaben noch sehen —, wir haben sie auf einem Schiff gefunden, das vor Dünkirchen strandete. Meine Zahnprothesen — und ich kann heute noch jeden Zahn mit Material von gleicher Form und Farbe ersetzen — stammen aus Frankreich, da haben wir einmal ein paar Kisten voll ergattert. Meine Bohrmaschine ist amerikanisches Fabrikat, erbeutet habe ich sie hier von den Bolschewisten. Das übrige Instrumentarium habe ich einmal in Griechenland gefunden. Bloß der Röntgenapparat ist noch deutsch." Er unterbricht sich, beugt sich etwas tiefer zu Felmy. „Bitte spülen, Herr Hauptmann", befiehlt er dann, legt Pinzette und Spiegel auf die Glasplatte und sucht ein neues Instrument. Dabei seufzt er leise: „Eine Sprechstundenhilfe müßte man haben —"

Felmy lacht. „So ein aseptisches Mädchen ganz in Weiß, und auch sonst appetitlich, nicht wahr? Könnte Ihnen so passen, Doktor! Aber warum lernen Sie sich keine an?"

„Haben wir selbstverständlich versucht, Herr Hauptmann. Sie war äußerst aseptisch, und appetitlich war sie auch. Ada hieß sie übrigens. Was Sie jetzt möglicherweise denken, war freilich durchaus nicht. Niemand konnte unzugänglicher sein. Aber trotzdem ging es nicht. Sie war zu großzügig."

„Wie das?"

„Gott, es kam ihr gar nicht darauf an, statt Zement Amalgam zu nehmen, wenn's ihr bequemer zur Hand lag, und daß ich melodisch knurrte, wenn sie mir statt Alkohol Jod reichte, fand sie kleinlich."

„Vielleicht verstand sie Sie nicht?"

„Nein, das war es nicht. Sie sprach ganz gut deutsch. Hatte es gelernt, vertraute sie mir einmal an, weil sie hätte Ärztin werden wollen. Aber ich glaube, nicht einmal Kommissare hätten auf die Dauer ihre Behandlung ausgehalten. Exaktheit ging ihr eben wider die Natur — das ist wohl überhaupt so bei diesem Volk. Und somit", er legt das Instrument weg, mit dem er zuletzt gearbeitet hat, und tritt einen halben Schritt zurück, „somit hätten wir's für heute, Herr Hauptmann."

Felmy und Zurbrügge verlassen die Klinik. Felmy hat keine Lust, der offenbar durchaus nicht schmerzlosen Behandlung sofort den nicht unbeträchtlichen Weg

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0017
gefördert durch Baden-Württemberg

zu seinem Quartier anzuschließen. So kehren sie unterwegs im Soldatenheim ein, in dem es an diesem frühen Vormittag noch ziemlich leer ist.

„Erzähl' mir etwas, Peter", murmelt Felmy und steckt sich wider Tells Verbot eine Zigarette an, „mir tut das Reden weh."

Peter versucht's; aber er ist kein Plauderer, sprechen ohne Antwort fällt ihm schwer. So verstummt er nach ein paar mühsamen Sätzen und fällt ins Grübeln. Und als Felmy ihn nach einer Weile leise am Arm rührt, halb mahnend, halb schon fragend, was hinter diesem schweren Schweigen stecke, beginnt er stockend von seinen Sorgen zu berichten.

Felmy scheint kaum zu hören. Mit halb geschlossenen Augen lehnt er in seiner Ecke, steckt zuweilen am Stummel der ausgerauchten Zigarette eine neue an, und mit keinem Wort, mit keiner Frage unterbricht er den jungen Mann, der sich selbst erst in dem Augenblick über vieles völlig klar wird, in dem er darum ringt, in Worte zu fassen, was vorher nur ungegorene ungeformte Gedanken und Gefühle waren.

Als er zu Ende ist, blickt der Hauptmann auf. Er nickt Peter leise zu und lächelt ein wenig. „Ein ganz nettes Dilemma, mein lieber Junge. Wenigstens, falls du noch nicht weißt, was du selbst willst. Wenn du das freilich weißt — Lösungen gibt es dann immer und überall. Man muß nur nicht ängstlich sein und nicht feige. Und man muß sich an einen Grundsatz halten, den ich — nun sagen wir, den ich eben nicht immer beobachtet habe, aber heute tut mir das manchmal leid. Es ist nämlich sinnlos, Opfer zu bringen, ganz gleichgültig, ob es große oder kleine sind, wenn man sie nicht gern bringt und nicht im Einklang mit seinem Herzen. Was du jemand anderem zuliebe tust, gegen dein eigenes Selbst und dessen Wünsche — verlaß dich darauf, Peter, es ist nicht nur für dich selbst nicht gut, sondern im letzten Grunde auch für den anderen nicht. Beispiel: Heiratest du eine Frau nur aus Anstand, aber mit innerem Widerstreben, sei sicher, wenn sie nicht ein ganz instinktloses und gottverlassenes Wesen ist, spürt sie es eines Tages doch — und dann fängt für alle beide das große Unglück an."

Peter sieht ihn sehr erstaunt an. „Du glaubst nicht, Vater, daß man unbedingt und unter allen Umständen zu seinem Wort zu stehen hat?"

„Doch, Peter. Dort, wo unwandelbare Werte in Frage stehen. Der Soldat muß es. Der Staatsbürger. Der Freund eines Freundes. Aber nicht — oder doch nicht immer — der Liebhaber einer Frau. Solche Gefühlswerte sind wandelbar, und über Nacht wird da aus Anständigkeit Unrecht, aus Treue Verrat und Unglück aus der besten Absicht der Welt. Irgendwo, ich denke in einem Paulus-Brief, aber das ist ja gleichgültig, steht einmal ungefähr: Wer eine Frau ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen in seinem Herzen. Das stimmt. Nun ist aber das Herz ein Ding, das sich nicht ohne weiteres zurückpfeifen läßt, also, mit anderen, mit meinen Worten: Wer eine Frau überhaupt ansehen kann, ihrer zu begehren, während er doch an eine andere gebunden ist, der hat in seinem Herzen diese Bindung schon zerbrochen; und er tut gut daran, sie auch äußerlich zu lösen. Sonst macht er nämlich nicht nur sich unglücklich, sondern auch gerade die Frau, der zuliebe er nicht tut, was er doch tun möchte und tun müßte."

Auf ein kleines Kopfschütteln des Jungen fügt er hinzu: „Selbstverständlich, Peter, daß ich dabei nur große Gefühle meine, nicht Kleinigkeiten. Einen Flirt kann man sich verbieten. Und, ist man gebunden, so soll man's sogar, so muß man's. Aber eine Liebe — eine große Liebe, die das alte, erste Gefühl völlig erstickt —, mit der ist's eine andere Sache. Ja — das wollte ich so ganz allgemein gesagt haben."

„Dann müßte ich also —", murmelt Peter zögernd, doch Felmy unterbricht ihn sofort:

„Nichts mußt du, mein Junge. Man soll nämlich niemals nach dem Rat anderer Leute handeln. Im letzten Grunde ist der stets falsch. Richtig ist nur, was man selbst will. Und das weiß man auch immer. Zuweilen ist man nur zu zaghaft, es sich einzugestehen. Das ist alles."

Der Junge antwortet nicht. Nach einer langen Pause beginnt Felmy von neuem. „Ich höre dich immer nur von den beiden Frauen sprechen, Peter. Nun gibt's da aber noch ein Kind. Wie ist's damit? Hat dich die Nachricht nicht ergriffen und gepackt, irgendwo wüchse ein Kind von dir? Ist dir das ganz gleichgültig? Oder — auch das gibt es ja — stört dich der Gedanke, beschwert er dich?"

Da zum erstenmal wird Peter lebhaft. „Nein", protestiert er, „das ist's ja doch eben, Vater! Es ist mir nicht gleichgültig. Es ist sonderbar, siehst du; als ich noch in Bukarest und mit Emmy zusammen war, hab' ich mit keinem Gedanken je daran gedacht, daß es ein Kind geben könnte — obgleich's ja nicht so ganz aus der Welt lag, nicht? Und jetzt — jetzt, wo sie es schreibt —, jetzt freu' ich mich darüber. Jetzt möcht' ich schon wissen, ob's ein Junge wird oder ein Mädel, und wie's wohl aussieht." Er lacht verlegen und voll einer Scham, die doch ganz glücklich ist. „Wenn ich nachdenke, Vater, stimmt es schon: ich hab' nie daran gedacht bei Emmy. Aber ich hab's auch nie abgewehrt in Gedanken. Während jetzt — irgendwie wär's ein Unglück, wenn ich und Margarete —, ich weiß nicht, ob du verstehst, wie ich das meine. Ich glaube nicht, daß es ihr recht wäre. Und ich kann sie mir auch nicht vorstellen mit einem Kind. Es paßt nicht zu ihr — während bei Emmy —", er neigt sich zutraulich ein wenig näher zu Felmy —, „weißt du, ich fände es nett, wenn das bloß der Anfang wäre, und es kämen noch ein paar hinterher. Ich mag Kinder gern."

Felmy nickt. „Aber dann, lieber Junge", sagt er, „verstehe ich nicht, was dich bedrängt. Du sagst Ja zu dem Kind. Du wünschest dir noch mehr — und wohl von niemand als von der Mutter dieses ersten Kindes. Aber das bedeutet doch, daß du nichts lieber möchtest als sie heiraten, nicht wahr? So schreib' ihr, da du nicht mit ihr sprechen kannst. Schreib' ihr einen guten, richtigen Brief — und alles geht in Ordnung. Ist das nicht ganz einfach?"

„Nein, Vater", antwortet Peter leise und bedrückt. „Denn ich hab' doch eben hier mein Wort gegeben —" Und der Hauptmann sieht, der Junge kommt aus diesem Zirkel nicht heraus. So wird er wohl ein wenig Schicksal spielen müssen? — Das Glück dieses Sohnes, des neu gewonnenen, ist ihm sehr teuer.

*

Bukarest. Das Fenster des Hotelzimmers im obersten Stockwerk steht weit offen. Die pralle Sonne fällt auf die gegenüberliegende Fassade, die schmerzend weiß leuchtet und gleißt. Trotz des Schattens im Raum wird es nicht kühler. Kein Wind geht. Die hellbraun gebeizten leichten Holzmöbel fühlen sich kochend heiß an, und das Wasser, das aus der Leitung fließt, ist schal und lauwarm.

Die Sekretärin Emmy Timm steht mitten im Raum und zieht seufzend ein Kleid über den Kopf. „Es ist Zeit, Anna", sagt sie dabei mahnend zu dem Bett hin, auf dem ihre Freundin Anna Warenius liegt, mit der sie das Zimmer teilt.

Anna rührt sich nicht. Sie hat die Hände unter dem Kopf verschränkt und betrachtet mit beinahe apathischer Ruhe die andere. Dann sagt sie: „Wer es weiß, Emmy, sieht es schon. Ich seh's. Noch zwei, drei Wochen, und die anderen merken es auch. Was wirst du dann tun?"

Emmy hat das Kleid übergestreift. Mit dem besonderen, vorsichtigen, beständig wie nach gefährlichen Hindernissen tastenden Schritt der Schwangeren geht sie zum Spiegel, betrachtet sich lange und sorgfältig. Anna hat recht. Wer es weiß, sieht es schon. Langsam wendet sie sich ab, setzt sich auf die Bettkante, blickt vor sich hin. Noch hat das Kind sich nicht geregt. Doch täglich wartet sie darauf, mit einer glücklichen und zugleich fast angstvollen Spannung, von der sie nur darum nicht spricht, weil sie sie nicht annähernd zu schildern vermöchte.

„Hast du Antwort auf deinen Brief?" fragt Anna weiter, obgleich sie ganz gut weiß, daß Emmy in der letzten Zeit keinen Feldpostbrief bekommen hat. „Es könnte, es müßte doch schon Antwort da sein, oder nicht?"

Emmy hebt langsam die Schultern. „Wer weiß denn, wo Peter im Augenblick steckt? Vielleicht ist es so, daß er wirklich nicht schreiben kann. Vielleicht ist mein Brief auch verlorengegangen, oder die Antwort. Das kann ja vorkommen. Ich hab' mir vorgenommen, ich warte noch eine Woche, und dann schreib' ich wieder. Ich muß diese Antwort haben. Ich brauch' sie — für das Kind."

„Natürlich brauchst du sie. Und natürlich muß er sie geben. Das ist ja auch für ihn sehr viel einfacher und leichter als für dich alles andere, was noch kommt."

Emmy lächelt ihr zu. „Ich hab' keine Angst. Es geht mir so gut — das Kleine wird mir schon nicht mehr zu schaffen machen, als sein muß. Und weißt du — ich bring's einfach nicht fertig, mir Sorgen um die Zukunft zu machen. Ich freu' mich — und es wird schon alles werden. Ich kann augenblicklich nicht weiter vorausdenken als bis zur Geburt. Aber ich hab' eigentlich noch nie gehört, daß in Deutschland kleine Kinder verhungert wären, Anna, noch nie."

„Ja — das ist alles ganz schön und recht, Kind. Aber ist's nicht doch ein bißchen dünn? Du sagst selbst, nach Hause kannst du nicht. Dein Vater würde es nicht verstehen, du kannst es ihm gar nicht schreiben. Wie denkst du dir's denn aber? Wenn es da ist und du wieder arbeiten mußt? Von der Luft kannst du doch nicht leben, und zu zweit erst recht nicht."

„Wir werden schon durchkommen, Anna", beharrt Emmy nur. „Verlaß dich darauf!"

„Und", fährt Anna nach einer kleinen Pause fort, „daran denkst du nie, daß er auf deinen Brief hin mehr schreiben könnte, als daß er nur die Vaterschaft anerkennt?"

„Was denn mehr, Anna?" fragt Emmy zurück, und Anna merkt wohl, daß sie plötzlich ein wenig kurzatmig ist. „Was sollte er mehr —?"

„Er könnte ja schließlich auch schreiben, er wollte dich heiraten. Ist das denn so ausgeschlossen? Wenn er ein anständiger Mensch ist, meine ich, muß er das sogar. Schließlich hat er dich ins Unglück gebracht, und es ist nur recht und billig, wenn er dich wieder herausholt."

„Du sollst das nicht sagen, Anna, ‚Unglück'. Es ist kein Unglück. Du verstehst das bloß nicht. Es ist ein Glück!"

„Gut, schön! Ich versteh' es vielleicht wirklich nicht. Meinetwegen soll er dich auch nicht heiraten müssen, wenn du nicht aus Muß geheiratet sein magst. Aber es könnte doch sein, er tät's von selbst — oder nicht?"

„Er wird's nicht tun, Anna. Einmal hab' ich nein gesagt. Er kommt kein zweites Mal. Das glaub' ich nicht."

„Wenn aber doch, Emmy? Was tätest du dann? Würdest du ihm wieder einen Korb geben, wie damals? Ich hab' ohnehin nie verstanden, warum du das getan hast. Er war doch ein netter Kerl, wirklich. Und wenn du dich so weit mit ihm eingelassen hast — verzeih, aber es ist doch so, nicht? —, warum du ihn dann nicht hast heiraten mögen, als er dich bat —? Sicher hätte sich hier eine Stelle gefunden, die euch getraut hätte. Da wärst du heute Frau Zurbrügge und alle Sorgen los."

„Aber es ging nicht, Anna, das mußt du mir schon glauben", wehrt Emmy ungeduldig ab. „Ich konnte einfach nicht. Ich hatte nicht das Gefühl, daß das Dauer haben könnte. Und ich hatte keine Lust, das mußt du doch verstehen, zu heiraten, um mich ein Jahr später wieder scheiden zu lassen. Es war schön so, wie es gewesen war — aber es hatte keinen Sinn, eine Fortsetzung zu erzwingen."

„Es hat sich aber doch fortgesetzt, wie du siehst", wendet Anna mit einem ganz kleinen Unterton von Spott ein.

„Das hat damit gar nichts zu tun, Anna. Wenn du das nicht einsiehst —." Emmys Stimme ist nervös und zitterig.

„Ich sehe alles ein, was du willst, mein Schatz", begütigt Anna, sofort einlenkend. Schwangere sind empfindlich, das weiß man und richtet sich danach. „Und wenn er nun also noch einmal fragte, ob du ihn heiraten wolltest — was tätest du jetzt?"

„Quäl' mich doch nicht, Anna! Er tut's nicht."

„Weißt du das so genau?"

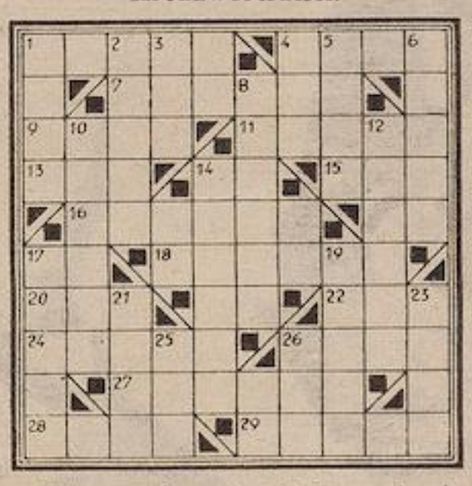
„Ja, das weiß ich genau. Oder — er müßte sich in der Zwischenzeit durch irgend etwas oder irgend jemand sehr geändert haben. Ich hab' ihn damals sehr gekränkt", fährt sie leise und zögernd fort. „Wenn er trotzdem noch einmal fragte, obgleich ich ihm jetzt ausdrücklich geschrieben hab', ich wollte nichts von ihm, gar nichts — nichts, als nur die Anerkennung —, solche Jungen, wie er einer war, Anna, sind furchtbar stolz und furchtbar nachtragend, wenn einer ihren Stolz verletzt. Das vergeben sie nie, und wenn sie noch so gern möchten —"

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Harff (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mtl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

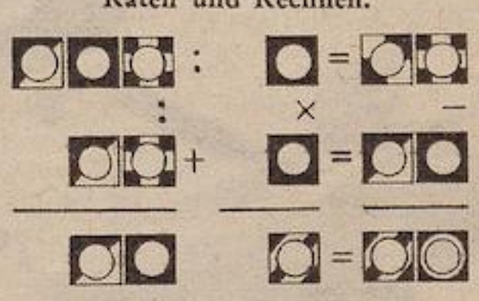
Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Hafenstadt in Lettland, 4. Farbe, 7. Hahnenfußgewächs, 9. Bürde, 11. Weinstadt in Ungarn, 13. Teil des Baumes, 15. physikalische Arbeitseinheit, 16. Truppenschau, 18. Fluß in Oberitalien, 20. Schweizer Kanton, 22. feierliches Gedicht, 24. südamerikanisches Gebirge, 26. Stadt in Algerien, 27. Einsiedler, 28. arabische Hafenstadt, 29. unser unsterbliches Teil.

Senkrecht: 1. Farbton, 2. soviel wie: genug, erledigt, 3. Teil des Schauspiels, 4. Wurfspieß, 5. Hast, 6. Turnübung, 8. holländische Universitätsstadt, 10. Schlachtenort bei Wien (1809), 12. spanische Flotte, 14. Seemacht, 17. Hafenstadt in Kamerun, 19. feines Gebäck, 21. Gedanke, 23. Raummangel, 25. Hausflur, 26. kleine Ostseeinsel.

Raten und Rechnen.



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die — in die runden Felder eingesetzt — die senkrechten und waagerechten Rechenaufgaben richtig lösen.

Skat-Aufgabe Nr. 24.

Vorhand V. hat Eichel König, Unter, 9, 7 (Kreuz König, Bube, 9, 7); Grün Unter, 7 (Pik Bube, 7); Rot (Herz) 8; Schellen (Karo) König, 9, 8. V. guckt zu Null und findet: Rot König, Ober (Herz König, Dame). Mittelhand M. hat: 3 Eichel (Kreuz); 3 Grün (Pik); 2 Rot (Herz); 2 Schellen (Karo). Hinterhand H. hat: 3 Augen in Eichel (Kreuz); 21 in Grün (Pik); 13 in Rot (Herz) und 13 in Schellen (Karo). Nach dem 4. Stich ist V. nicht mehr zu legen. Wie waren diese Stiche? Was hatte V. gedrückt?

Auflösungen aus Nr. 1

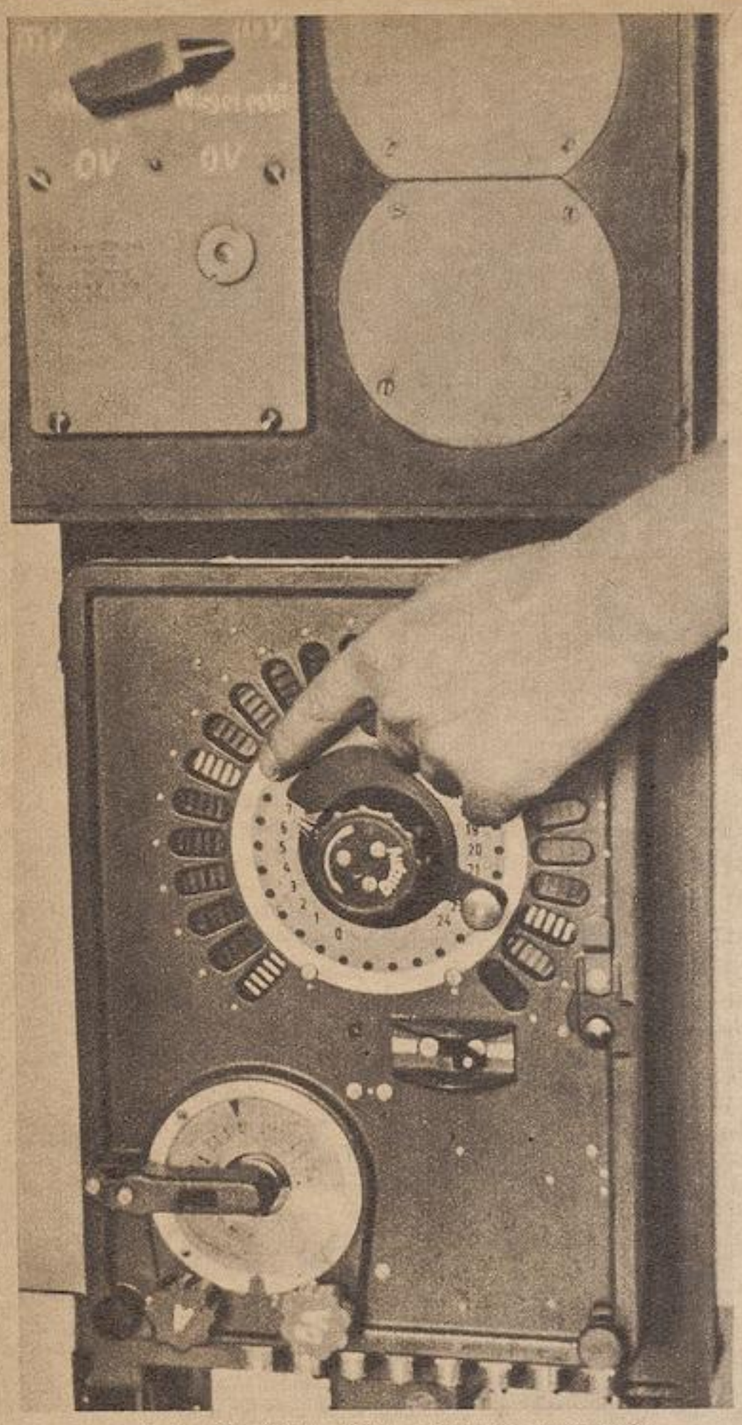
Kreuzgitter: Lama, Eroberer, Termite, Geiz, Ukleisee, Eisbahn, Este, Karamel, Lätare, Stellung, Eris, Grinzing.

Silbenband: 1—2 Liane, 3—4 Duala, 5—6 Amati, 7—8 Romadur, 9—10 Azoren, 11—12 Kanzone, 13—14 Minnelied, 15—16 Wienerin. — Amazone.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0018
gefördert durch Baden-Württemberg

L 3040 14/6

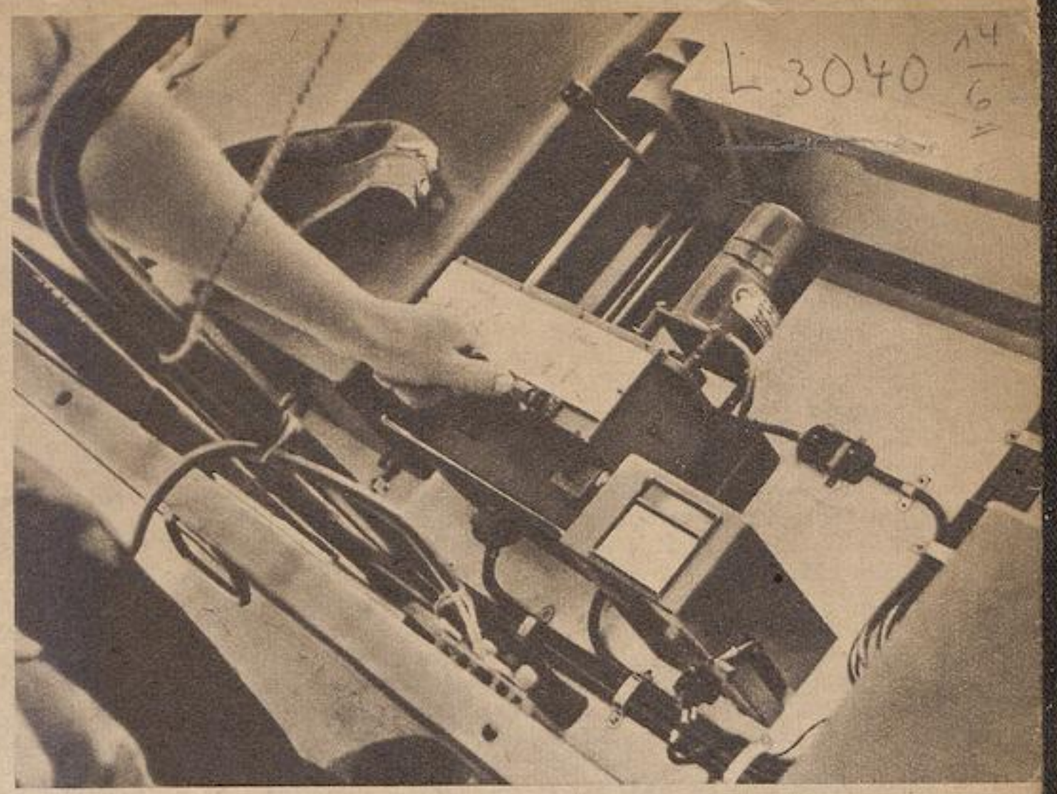
Am Bomben-Automaten

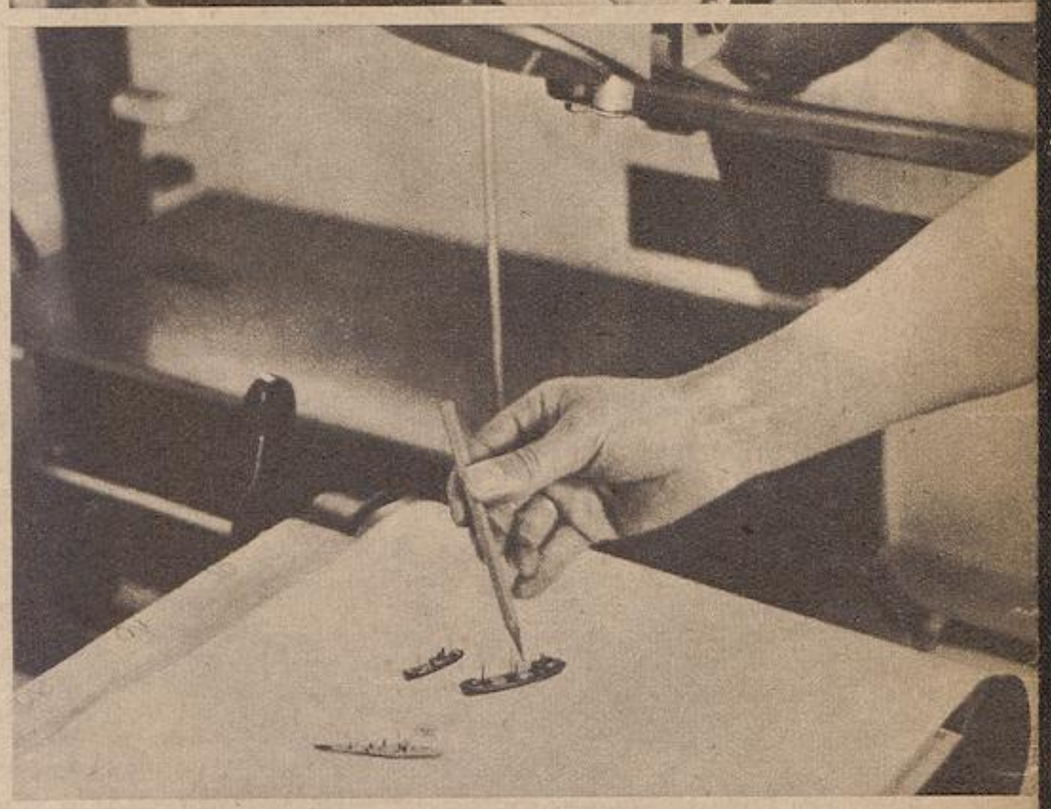


Jede Maschine führt Bomben verschiedenen Kalibers mit sich. Am Bombenwähler wird je nach der Größe und Masse des anzugreifenden Objekts festgelegt, welches Kaliber zum Abwurf kommen soll

Treffsicherheit in allen Lagen, auch bei starker feindlicher Abwehr, ist für jeden Kampfflieger unbedingte Voraussetzung des Erfolges. Deshalb heißt es für ihn, ständig in Übung bleiben, Auge und Hand schulen. In den einsatzfreien Tagen werden am Bombenzielgerät immer wieder die notwendigsten Handgriffe und die Kommandosprache geübt.

Viele Einheiten führen ein kleines bewegliches Gerät mit, das den Vorteil hat, am neuen Einsatzort rasch aufgebaut werden zu können. Ein komplizierter Mechanismus schafft die Voraussetzungen, mit denen der Bombenschütze im Einsatzfalle zu rechnen hat: Höhe und Geschwindigkeit der angreifenden Maschine, Bewegung des Zieles und Stärke des Windes.





An diesem Mechanismus wird Höhe und Geschwindigkeit der angreifenden Maschine eingestellt (oben). Dabei wird Stärke und Geschwindigkeit des Windes ebenfalls rechnerisch mit einkalkuliert, die ja auf Vorhaltewinkel und Kurve der zu werfenden Bombe von entscheidendem Einfluß sind. — Unten: Nach dem theoretischen Bombenabwurf blitzt an der Stelle, an der die Bombe in Wirklichkeit im Ziel eingeschlagen wäre, ein kleiner Lichtstrahl auf

PK-Aufnahmen:
Kriegsberichter Güntzel

Unter dem Übungszielgerät läuft mit einer bestimmten Geschwindigkeit ein sogenannter „Bombenteppich" ab, auf dem das Angriffsziel dem Bombenschützen entgegengleitet. Das Auge fest an die Visiereinrichtung gepreßt, wird das Ziel — der Geleitzug — vom Beginn des „Anfluges" an nicht mehr ausgelassen. An Hebeln und Bedienungsknöpfen werden dabei dauernde Korrekturen vorgenommen

Bangel & Schr
(K. Wolff)
Universitätsbuchhandlu
HEIDELBERG, Anla

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0019

gefördert durch
Baden-Württemberg